

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Mittwoch, 14. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Thomas wünschte seine Gäste in sichere Fernen, jetzt wollte er Virginia umfassen und mit ihr durch sein Heim gehen. Durch ihr Heim.

„Prachtvoll wohnen Sie, Rouff“, sagte Linker. Er sah zufrieden und beglückt aus. Thomas freute sich wie ein gelobtes Kind.

Virginia erzählte Frau Donovan gerade, wieviel in diesem Sommer los sein würde. Und wohin man reisen wolle. Und was man dazu anzöge. Es war vielleicht nicht ganz schicklich, aber hier trafen sich die Blicke von Gilda Donovan und dem Diener Alexander. Es war eine Sekunde. Alexander hatte aber nicht das leiseste Gefühl, daß die schöne Frau Donovan kokett sei, trotzdem sie von ihm nur wußte, daß er Herrn Rouffs Diener war. Die Übereinstimmung, die sekundenlang zwischen ihnen herrschte, war in keinerlei Schablone zu pressen. Virginia schwärmte mit ihren Freundinnen umher. Diese glichen ihr, als habe man der Einfachheit halber diese Geschöpfe im Duzend geprägt. Sie fanden alles entzückend und reizend, ohne zu sehen. Im Grunde meinten sie diesen Thomas Rouff, um den sie Virginia beneideten.

Es war Herr Donovan, der Thomas bat, ihm seine Sammlungen zu zeigen, und er erwies sich als feinsinniger Kenner. Linker, mit der Zigarre im Mundwinkel und den Händen in der Tasche, ging in bester Laune mit. Hinterher flatterten die Mädchen. Virginia äußerte keine Bewunderung.

„Das Gerümpel“, tat sie Bronzen und Bilder, Porzellane und Bücher ab, „wieviel Arbeit das macht.“

Gilda Donovan war mit Rouffs Bekannten zurückgeblieben. Er wußte es gar nicht. Nur der Diener Alexander merkte es. Während er lautlos hin und her ging, hatte er seine eigenen Gedanken. Sie machten ihn nicht froh. Er sah oft zu Gilda Donovan hinüber, öfter vielleicht, als es sich für einen Diener schickte. Alexander ahnte, daß sie die gleichen Besorgnisse hatte. Diese aber galten Herrn Thomas Rouff.

„Was für eine Menge Zeug“, sagte Virginia von den Blumen.

Und dann:

„Hast du ein Grammophon? Wir wollen tanzen.“

Thomas hatte keins. Er schämte sich ein klein wenig.

„Ist das möglich?“

Virginia sah ihn verständnislos an, mitteilend beinahe.

„Ich spiele Klavier“, sagte Thomas und hatte dabei das Gefühl, als ob er ein Laster eingestände.

„Das nützt uns doch nichts.“

Virginias Lippen bewegten sich heftig. Thomas beschloß, sofort ein Grammophon zu beschaffen, ganz gleich woher. Daß er daran nicht gedacht hatte! Virginia wurde lebhaft.

„Jetzt, ja, jetzt sofort? Wir können telefonieren und dann schickst du den Chauffeur.“

Thomas tat alles. In einer knappen Stunde hatte man das Grammophon, Virginia wurde strahlender Laune. Thomas war ganz verzaubert, und Alexander sah seinen Herrn wie einen Besessenen mit der kleinen bunten Person tanzen. Mit diesem Kräuslein Linker, für das er nur eifrige Abwehr fühlte.

Herr Donovan liebte mit seinen durchscheinenden, kranken Händen ein mexikanisches Opfergeschloß, das als Aschenschale diente. Seine blassen, der Welt schon abgekehrten Augen sahen in die Menge der ausgelassenen, erhitzten Mädchen.

„Glaubst du, daß Rouff der richtige Mann für Virginia Linker ist?“, fragte er seine Frau.

„Ich kenne ihn nicht“, sagte Gilda, ohne daß ihre Stimme irgendwelche Anteilnahme verriet.

Linker setzte sich wieder zu ihnen. Er hatte einen roten Kopf und eine Nelke im Knopfloch.

„Weine hat dieser Rouff — Weine — der Mann hat Geschmack“, sagte Linker — „übrigens, gnädige Frau, wollen Sie einmal mit mir tanzen?“

Gilda stand auf. Sie straffte ihren Körper in der weichen, schwarzen Seide. Bernhard Linker umfaßte sie. Er machte ein paar Schritte, dann blieb er stehen.

„Donner ja“, sagte er verblüfft, „das ist ja ein Tango, den kann ich gar nicht, ich alter Esel.“

Gilda Donovan lachte, daß man die ganze Reihe fester, prachtvoller Zähne sah. Gilda lacht, dachte Donovan mit einem fremden Gefühl, wie selten ist das. Bei mir ist keine Fröhlichkeit. Und wie schön sie ist. Lange, lange wird sie schön sein, wenn — — —

Er trank von seinem Eiswasser und setzte das Glas mit harter Bewegung zurück.

„Was sagen Sie dazu?“, sagte Linker. „So blamiert man sich vor einer schönen Frau.“

Virginia tanzte vorbei. Linker griff nach einem der flatternden roten Bänder und hielt seine Tochter fest. Aber Virginia sagte das durchaus nicht als Scherz auf.

„Laß doch!“, sagte sie ärgerlich. „Was für ein Unsinn.“

Ja, böse werden konnte Virginia auch. Thomas sah ihr entzückt in das gerötete Gesicht und zog sie an sich.

„Kleines Mädel“, sagte er, „kleines, liebes Mädel.“

Dieselben Worte dachte Thomas noch einmal laut, als längst die Gäste fort waren, und er allein durch die wüste Unordnung in sein Schlafzimmer ging.

Der Diener Alexander rief in der Küche noch das Silber ab. Er piffte dabei das Lied der Wolgashiffer, das ihm, wie er sonst behauptete, zum Halse herausging.

Herr Kerchovens Mutter war der Meinung, daß ihr Sohn zwar anerkanntswürdige Fähigkeiten im Tennis und Golfspiel besaß, sonst aber ziemlich unbrauchbar war. Sie hatte damit Recht. Es traf ihren Stolz wohl ein wenig, aber auch dieses Gefühl stumpfte im Laufe der Zeit ab, und es blieb nur die Mißstimmung über ewig neue Rechnungen bei Schneider, Schuster und Hemdenmacher.

„Guten Morgen, Mama. Großartig siehst du aus“, sagte Ferry, und trat an den Frühstückstisch. Frau Kerchoven stellte fest, daß dieser Gruß, oberflächlich gerechnet, zweihundert Mark kostete.

„Der Kaffee ist kalt, du könntest zeitiger kommen“, bemerkte sie.

„Du bist schlechter Laune“, sagte der junge Kerchoven freundlich.

„Ich soll vielleicht guter sein?“

„Aber gewiß doch, sieh mich an.“
„Laß den Blödsinn. Sage mir lieber, wer das alles bezahlen soll.“

„Aha“, sagte Jerry.
„Du weißt genau, wie es mit uns steht. Und bist mit dieser reichen Vinker befreundet und läßt sie dir einfach vor der Nase wegnehmen.“

„Ja, ich bin ein Idiot.“
„Wenn du es nur einsehst.“

„Hilfst das?“
„Ach, geh.“
„Das tue ich auch. Ich muß mir wohl den Kaffee selbst holen?“

„Wenn du bedient sein willst im Leben, dann müßtest du anders handeln.“

„Ja, darüber habe ich auch schon ernstlich nachgedacht.“

Frau Kerdhoven strich mit tragischer Miene Marmelade auf das Brot.

„Dazu ist es nun zu spät“, sagte sie.
„Sieh mal her, ich habe mir die Sache gründlich durch den Kopf gehen lassen. Es war zu dumm von mir. Nun dachte ich, es wäre ein ganz feiner Sport, diesen Thomas Rouff — — —“

Frau Kerdhoven sprang auf.
„Warte einen Augenblick. Ich hole dir frischen Kaffee. Da ist noch etwas Leberwurst. Willst du sie haben?“

„Ausgezeichnet.“

Jerry rückte einen bequemen Sessel an den Tisch und zündete eine Zigarette an.

„Du lieber Gott“, dachte er, „warum sollte das nicht gehen?“

Seine Mutter klagte, die Auseinandersetzungen mit seiner Freundin wurden immer häufiger. Schöne Sachen mußten sein, sonst hatte das Leben keinen Zweck. Aber wer sollte das bezahlen? Vor einigen Tagen schon, auf dem Tennisplatz, war Jerry zu der Überzeugung gekommen, daß er dumm gewesen war. Heiraten war nicht in ein Kloster gehen, diese Meinung war gewiß auch Florence beizubringen, wenn man ihr begreiflich machte, daß es ihr Vorteil sei. Aber — aber — da war Thomas Rouff. Wie man Virginia behandeln mußte, das wußte Jerry wohl. Aber Rouff. Konnte man dagegen an? Frau Kerdhoven kam zurück.

„Was wolltest du eben sagen, mein Junge?“, fragte sie voll Interesse.

Jerry war sich seiner Wichtigkeit bewußt.
„Wenn ich Virginia Vinker haben will, so ist das eine Kleinigkeit“, sagte er überlegen, „denn sie liebt Rouff nicht.“

„Meinst du wirklich?“
„Wir werden ja sehen.“

Jerry sagte dies abschließend, und Frau Kerdhoven begriff, daß es besser sei, das Thema fallen zu lassen.

Mit Frühstück und Toilettemachen ging der Vormittag zum guten Teil vorüber. Es war gegen Mittag, als Jerry bei Vinkers anrief.

„Fräulein Vinker ist mit Herrn Rouff ausgefahren“, wurde ihm gesagt.

„Es ist höchste Zeit, daß etwas dagegen geschieht“, dachte Jerry und machte sich auf den Weg, Florence zu treffen. Er ging zehnmal auf der Promenade auf und ab, ohne daß sie kam.

„Ich habe meine Pflicht getan“, sagte Kerdhoven, als er sich in seiner gewohnten Viskörstube in den Korbsessel fallen ließ. Er saß vor dem Lokal in der Frühlingssonne, und kaum wollte er Portwein und Käsestangen in Angriff nehmen, als Florence vorüberging. Sie sah ihn nicht, wogegen er genau feststellte, daß sie gegen die Bewunderung eines anderen keineswegs unempfindlich war.

„Hallo“, rief er.

Florence wandte sich erschrocken zu ihm.

„So, hier sitzt du vergnügt ohne mich“, sagte sie und bereitete sich auf Beleidigung vor.

„Dreiviertel Stunden warte ich.“
„Du übertreibst. Immer bin ich pünktlich gewesen.“

Es kann doch mal vorkommen, daß man — jedenfalls — ich bin auf die Minute von zu Hause weggegangen.“
„Na schön“, sagte Jerry friedfertig, „was trinkst du?“

„Ich? Hier draußen? Bei der Kälte?“

„Es ist nicht kalt in der Sonne, aber wie du willst, dann gehen wir rein.“

„Damit mich kein Mensch sieht“, sagte Florence, „ich bin doch nicht verrückt.“

„Ja, was dann?“

„Du siehst nicht mal, daß ich einen neuen Hut aufhabe.“

„Das sehe ich so oft. Er ist reizend. Nein, wirklich. Wer hat ihn bezahlt?“

„Du bist gut, niemand.“
„Aha, so.“

Damit kam Jerry seinem Vorhaben, mit Florence über die Notwendigkeit einer Heirat zu sprechen, erheblich näher. Er redete eine Stunde lang mit Florence. Sie trank vier Martini und behauptete, daß sie von Oliven leben könnte und war dann vollkommen überzeugt, daß ein wahres Glück für sie heraufziehen würde, wenn Jerry eine passende Frau hätte. Daß er ganz bestimmte Pläne verfolgte, wußte sie nicht.

Es gibt eine ganze Reihe Sprichwörter, die ausdrücken, daß diejenigen das meiste erhalten, die frech zu fordern verstehen. Jerry forderte im Innern nun schon ganz energisch, und das Glück war mit ihm. Zunächst fuhr Virginia Vinker mit ihrem Verlobten gerade in dem Moment vorbei, als Jerry und Florence an einem goldstrotzenden Türhüter vorbei auf die schon ruhig gewordene Straße traten. Rouff fuhr selbst und hielt den Kopf vorgebeugt, um die Straßeneinkreuzung zu übersehen. Virginia bemerkte aber ihren Freund Kerdhoven sofort. Jerry wollte grüßen. Virginia drehte den Kopf zur Seite, daß die Locken flogen.

Am Spätnachmittag war Jerry gerade mit seinem Spiel zu Ende, als Virginia auf den Tennisplatz kam. Sie trug ein rotes Jumperkleid. Auf ihrem Herzen war ein großes V eingestickt. Eine rote Bastenmütze lag schief auf den gelben Haaren. Jerry machte aus seiner Klubjacke eine Rolle und legte sie um den Hals. Er trat auf Virginia zu, um ihr die Hand zu reichen, doch es wurde nichts daraus.

„Was ist?“, sagte er erstaunt. „Sind Sie böse?“

„Wie konnten Sie es wagen, mich zu grüßen, wenn Sie mit einer Person zusammen sind.“

„Das war keine Person.“
„Wer war es denn?“

„Meine Freundin.“

„Nun, also doch eine Person“, sagte Virginia erfahren. Sie sah anzufrieden und nachdenklich aus.

„Eine Freundin haben Sie? Ich hätte das eigentlich nicht von Ihnen gedacht. Gefällt sie Ihnen?“

Jerry seufzte.

„Was soll man machen? Irgendwie muß man Ablenkung haben, zu vergessen suchen.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Virginia unsicher.

„Was müssen Sie vergessen?“

Der Moment war da. Jerry Kerdhoven sah mit überzeugendem Blick in die Augen unter der roten Bastenmütze und sagte:

„Ja, glauben Sie denn, es sei leicht zu wissen, daß Sie die Braut eines andern sind?“

Virginia errötete vor Stolz, daß sie unglücklich geliebt wurde, und daß man ihretwegen eine „Person“ hatte. Ihre Gedanken schweiften aber sogleich wieder ab.

„Finden Sie sie hübsch?“

„Wie kann ich das?“, rief Jerry vorwurfsvoll, „wo ich Sie liebe!“

Virginia wurde nun etwas verlegen. Sie sah sich um, ob sie auch niemand in der Nähe sah.

„Ja, aber warum haben Sie mir das nie gesagt?“

„Ich hatte nie den Mut dazu“, sagte Jerry, rollte den Wulst wieder zu einer blau-schwarzen Klubjacke auseinander, zog sie an und grüßte mit dem Anstand eines Toreadors.

(Fortsetzung folgt.)

Herrn Zitterls Freiflug.

Von Wilhelmine Baktinefter.

Herr Zitterl ist immer ein fortschrittlicher Mann gewesen. Er war seinerzeit im ganzen Hause der erste, der seinen Kohlenherd gegen einen Gasherd vertauschte, und ist überhaupt ein begeisterter Freund jeder Neuerung. Daß er den Gasherd nie in Benutzung nahm, sondern weiter auf dem „doch sichereren Kohlenherd“ stehen ließ, tut seiner theoretischen Vorliebe für Fortschrittlichkeit keinen Abbruch.

Die Fliegerhelden hat er immer glühend verehrt, die Technik und ihre Errungenschaften auf allen Gebieten sind ihm um und um des Lebens; er abonniert eine Unmasse technischer Fachzeitschriften, die er nach Jahrgängen aufstapelt und zuweilen sogar liest.

Seine Frau, ein stilles, geduldiges Geschöpf, verwechselt seinen Anflug von Wissenschaft mit Gelehrsamkeit, was sie zu einer maßlosen Überschätzung und Verehrung ihres Ehemannes verführt, während sie selbst in seinem Leben höchstens die Rolle einer Rosine in einem Nasfluchen spielt. Seine Überheblichkeit und ihre Demut ergeben eine ganz ausgezeichnete Bindung, kein Untriede trübt je ihre Ehestille.

Eines Morgens, beim Durchblättern der Zeitung — eine Stunde, in der Frau Zitterl zu schweigen hat und höchstens ganz eidechsenleise Schaffen darf — wirft er die Zeitung, außer sich vor Freude, auf den Kaffeetisch und ruft:

„Malwine! Hör!“ Sofort lauscht sie gehorsam, ist es doch schon Glück genug, daß er sie einmal an seinen geistigen Interessen teilnehmen läßt. „Die Zeitung veranstaltet Freiflüge für ihre Leser! Es werden immer nur wenige ausgelost! Da muß ich dabei sein!“

Mit großerschreckten Augen hängt sie an seinem Gesicht.

„Aber...“ wagt sie einzumenden. Es ist das erstemal, daß sie ihm gegenüber ein Aber wagt, und es geschieht nur aus Angst um sein teures Leben.

„Ich werde fliegen!“ sagt Herr Zitterl. „Gib mir eine Schere!“

Sie sieht ihn entsetzt an — ist ihr armer Mann verrückt geworden? — Dringt aber dienstfertig die Schere aus ihrem Nähkorb. Will er etwa auf der Schere Flugversuche machen? Sie entsinnt sich schauernd einiger Teufels- und Hexenbilder, die diese Unwesen auf Scheren durch die Luft fliegend, zeigen.

Aber Herr Zitterl benötigt, wie sich zu ihrer Erleichterung sogleich herausstellt, die Schere nur zum Ausschneiden des Kupons, der ihn zur Teilnahme an der Auslosung jener glücklichen Leser berechtigt, die einen Freiflug miterleben dürfen.

Mit feierlich-ernster Gebärde läßt er sich am Schreibtisch nieder, schreibt einen achtfelligen Brief, dessen Inhalt man „Lob der Technik“ nennen könnte, an die Redaktion macht diese ausführlich mit seiner persönlichen Einstellung zum Flugwesen bekannt und unterstreicht alle seine ihm wichtig erscheinenden Meinungen mit dem Rotstift, schließt den Kupon bei und trägt den Brief selbst zum Postkasten.

Eine Woche vergeht in unruhigem Warten. Unruhig, obwohl Herr Zitterl immer wieder behauptet, sein Brief allein sichere ihm einen Platz — und zwar den besten. Ja, Herr Zitterl träumt sich nichts im Flugzeug: hoch über den Menschen und ihren Schornsteinen, er, Zitterl, der Fortschrittliche! Unten liegt die Stadt, liegt das Vorstadthaus, in dem Malwine — das gute, beschränkte Wesen — sich weinend um ihn abgrämt und mit spitzer Nase und roten Augen zum Himmel aufpäht, wo Zitterls Flugzeug kühn die Atmosphäre durchschneidet. Dort unten ist der Balkon der neidischen Wohnungsnachbarn Brupfhuber, sie sitzen mit gesenkten Gesichtern und tun sehr beschäftigt über ihren Schundromanen und Kreuzworträtseln und wollen ihm nicht die Ehre antun, zu seinem Flugzeug hinaufzublicken. Als ob er das sehen könnte! O, kleinliche Seelen, die ihr seid! Herr Zitterl fliegt, bis er von Malwinens rehlösen Ankleidegeräuschen satt ins Erwachen geleitet wird. Es ist eine seltsame Zeit, diese Wartezeit.

Die Fähigkeit seiner selbstbewußten Hoffnung hat das große Glück herbeigewungen. Zitterl erhält eine gedruckte Mitteilung, daß er als einer der Teilnehmer des Freifluges ausgelost ist.

„Daran zweifelte ich gar nicht!“ sagte er zu Malwine, die sich kramvisch bemüht, ein freudiges Gesicht zu machen und ihre wieder aufsteigende Angst zu verbergen. „Mein Brief mußte ja wirken!“

„Wann wirst Du fliegen?“ fragt sie zaghaft.

„Übermorgen! Bier Uhr nachmittags! Du darfst aus dem Flugfeld hinauskommen!“

Zum erstenmal in ihrer Ehezeit wagt Frau Zitterl eine Ablehnung.

„Ich möchte lieber hierbleiben!“

„Wie Du willst!“ sagt er kühl.

Nun ja, sie war doch immer gänzlich unfähig, am Hochfluge seiner Geistigkeit teilzunehmen. Ein armes Geschöpf und eigentlich ein bedauernswertes, ausgeschlossen von allem Höheren. Er gibt ihr einen mitleidig-warmen Kuß und fühlt sich edel. In gehobener Stimmung geht er ins Büro.

Und dann ist der grobe Nachmittag da. Schon um drei Uhr ist Herr Zitterl auf dem Flugfeld; er hat sich nicht der Gruppe aller Freiflugteilnehmer, die vom Redaktionsgebäude aus abfahren, angeschlossen, sondern ist auf eigene Faust hinaus, um sich von der Masse, die gewiß aus lauter Laien besteht, entsprechend abzusondern.

Zuerst ist er vom Anblick des Flugfeldes enttäuscht, denn da ist nichts als die grobe Leere einer Niesenfläche. Im Augenblick landet noch kein Flugzeug, steigt noch keins auf.

Bis aus einem der Hangars drüben eins der Verkehrsflugzeuge herkommt, Passagiere erscheinen und einsteigen und die Maschine ihre Aufsteigemanöver beginnt. Vergnügt schaut Herr Zitterl zu, betrachtet die Maschine eingehend, wiegt den Kopf. Wie er dort hinter der Barriere steht, könnte man ihn für einen Rennstallbesitzer halten, der sein Lieblingspferd beobachtet. Jetzt entschwebt der gelbgraue Flugvogel ins Blaue. Wie leicht so ein Flugzeug in unmittelbarer Nähe ausseht, wie unsicher, wie gefährlich. Ganz wunderbar, daß so etwas viele Menschen zu tragen imstande ist.

Die anderen Freiflugteilnehmer kommen, geführt von einem Herrn von der Zeitung. Zitterl stellt sich dem Herrn vor, wird sachlich-höflich begrüßt, ärgert sich ein wenig, daß der Herr über jenen bedeutenden Beileibrief, die Essenz Zitterlschen Geistes, kein Wort sagt — wird etwas unruhig, als er unter den Fahrteilnehmern einen Mann von kolossalem Umfang entdeckt, der ihm das Gleichgewicht des Apparates zu gefährden scheint — nimmt mit überlegener Miene die Erklärungen eines Flugfeldbeamten, der die Gruppe herumführt, entgegen, streut hin und wieder etwas aus seinen flugtechnischen Wissensschatzen dazwischen, muß sich einmal eine kopfschüttelnde, eifige Gegenbelehrung gefallen lassen und ist, alles in allem, etwas verstimmt.

Als er als erster glücklich seinen Passagierplatz einnimmt und bemerkt, daß der gleich nach ihm einsteigende überlebensarobe dicke Herr in seiner unmittelbaren Nähe einen Platz erhält, erscheint ihm dieser Ausflug gen Himmel reichlich gewagt, und plötzlich taucht das gute, besorgte Vogelgesicht seiner treuen Malwine vor ihm auf, spähend, ängstlich, verweint. Es kann schnell mal Unglück geben — keine vierzehn Tage ist's her, da geschah bei genau demselben Anlaß in England ein Flugzeugunglück — es wäre gut, dem Piloten zu sagen, er möge sich heute ganz besonders konzentrieren, er habe edle Fracht an Bord! Familienväter nämlich! Gleich wird es losgehen, einer hinter dem andern steigt ein. Wissen sie, ob sie da nicht in den Tod steigen? Technik ist ja etwas Großartiges, aber Vorsicht ist älter als Technik. Zu jung dieser Pilot, ein Knabe fast.

Ein Herr, dem Zitterl sein Bedenken wegen der großen Jugend des Piloten mitteilt, meint, er kenne diesen zufällig, der sei volle achtunddreißig Jahre alt, sehe bloß so jung aus. Gleichviel.

Wird dort nicht der Himmel grau? Heute kommt sicher noch ein Gewitter! Arme Malwine! Wenn man wenigstens gleich tot wäre, aber als elender Krüppel hinsiechen...

Was für ein erwartungsstarkes Gesicht jeder dieser nach und nach Einsteigenden macht. Menschen sind immer dumm, rennen — oder vielmehr fliegen — lächelnd in ihr Unglück. Doch die Technik — aber Garantien für Menschenleben kann sie doch nicht übernehmen.

„Entschuldigen Sie, meine Herrschaften!“ murmelt Zitterl und klettert im letztmöglichen Augenblick aus dem Flugzeug hinaus.

Siliputaner.

Von Walter Anatole Persich.

Ammenmärchen und Wahrheit — Heiraten Siliputaner? — Klein sein als Broterwerb.

Wo immer Siliputaner auftauchen, sind sie Artisten — als solche nehmen sie das Interesse der breiten Öffentlichkeit gefangen, und es ist deshalb ganz natürlich, daß tausend Geschichten über Art und Herkunft dieser klein geratenen Menschen auftauchen. Einmal haben die umherziehenden Schausteller auf Jahrmärkten durch märchenhaftes Gerede dem Publikum mancherlei so unwahrscheinliche Erklärungen vorgelegt, daß die breite Masse des Volkes sich selbst Theorien zurechtbaute, die, von keinerlei Praxis getragen zu den absurdesten Vermutungen führten. In meiner jahrelangen Tätigkeit für ein führendes Unternehmen varietistischer Art habe ich unter den Hunderten mir persönlich

Bekannten Artisten auch manche Liliputaner getroffen, gesprochen, in ihren Gewohnheiten belauschen können — und dieses Studium der „Zwerge“ führte mich in einen tiefen Arbeitskomplex, anfangs wider Willen; ich bin seit einiger Zeit mit nichts anderem beschäftigt als mit der Vorarbeit zu einem Liliputaner-Roman. Aus dem reichen Material meiner Sammlung gebe ich hier einige Abschnitte von grundlegender Bedeutung, um ein wenig zum Abbau lachhafter Entstellungen beizutragen.

Alle Liliputaner, die ich kennenlernte, beschwerten sich darüber, daß die „normalen“ Menschen ihnen nicht die Wahrheit glauben wollten. Einer der kleinen Herren stammte aus einem Dorf Thüringens — sobald er das erzählte, lachten ihn die großen Menschen aus. Wenn er aber zusammenlog, daß eine ganze Masse von kleinen Menschen in Mexedonien existiere, dann nahm man ihm die Dichtung ab. Außer einer Art der Buschmänner Afrikas; einer schwarzen Zwergrasse, die bereits Stanley entdeckte, existiert weder ein Zwergevolk noch eine Zwergrasse.

Liliputaner kommen überall zur Welt. Immer sind sie Zufallserscheinungen, Naturspiele, für die nichts und niemand verantwortlich zu machen ist. Oft erscheinen sie in einer Reihe ganz normaler Kinder, z. B. ein kleiner Schauspieler, dessen Eltern, Bauersleute, 16 Nachkommen zur Welt brachten, von denen das erste und das letzte Kind vom 5. bis 6. Lebensjahre an zurückblieben und sich auch dann, trotz gleichmäßiger Behandlung, nicht normal entwickelten.

Die weitaus meisten Liliputaner sind mit kleineren oder größeren körperlichen Fehlern behaftet: Auswüchse an den Fußknöcheln, unnatürliche Korpulenz, gekrümmte Beine oder Arme. Und erstaunlich wirkt hingegen, daß ihre Gesamtkonstitution durchaus nicht schwächer als die anderer Menschen ist. Sie besitzen zwar geringere Körperkräfte, ihre Fähigkeit und Fähigkeit im Ertragen von Mißständen, Unglücksfällen, Not und Leiden ist aber nahezu heroisch — oft allerdings auch stöisch; denn es ist ihr Schicksal, in der empfindlichsten Jugend verlacht, verspottet, an die Wand gedrückt zu werden, ehe durch Zufall oder Wunsch die artistische Laufbahn beginnt. Mir begegnete ein kleiner Kerl, dem sein Fett viel zu schaffen machte — und er war so stark geworden, weil er etwa 10 Jahre seines Lebens bei seinen größeren Geschwistern Kindermädchen für Nichten und Neffen spielen mußte! Wozu sollte man ihn sonst gebrauchen?

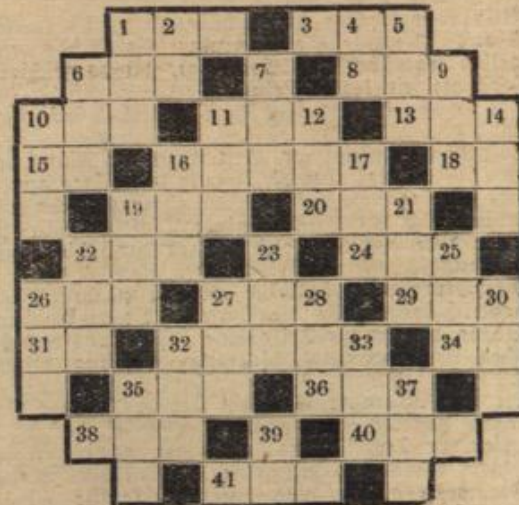
Die Bühnenlaufbahn beginnt auf der Kirmes, beim Agenten oder durch Vermittlung Bekannter. Es gibt Eltern, die ihre liliputanischen Kinder in Erkenntnis der Sachlage oder aus Not oder aus Überdruß zum Variétévermittler führen. Es gibt Liliputaner, die Liliputanertruppen sehen und deren Wunsch nach Beschäftigung so heftig ist, daß sie alle Mittel und Wege benutzen, um nach dahin zu kommen. Sie haben nicht den eigentlichen Künstlerfimmel, sondern kein anderer Beruf kann sie gebrauchen — Liliputaner wird man eher aus Not, denn aus Absicht. Und hier möchte ich ganz besonders deutlich betonen: fast alle die kleinen Menschen sind glücklich, sich unter Jhresgleichen bewegen zu können, nicht mehr „fünftes Rad am Wagen“ überflüssige Esser, verachtete Gestalten zu sein; sie sind froh, nun auch eine Lebensaufgabe zu haben, einen Beruf, einen Inhalt. Sie werden allgemein bei den Truppen, selbst wenn es sich um Jahrmärkte unternehmen handelt, so fürsorglich behandelt, so sauber gekleidet, so anständig ernährt, wie sie es nicht gewohnt sind. Manche haben erst im Wohnwagen, mit 16 und 17 Jahren, Kinder sein dürfen, weil man sie verhätselte und betreute, wie sie es von Haus aus nicht gewohnt waren — denn in ihrem Beruf gelten sie etwas, und die Güte der Unternehmer kann gern aus dem gleichen Egoismus kommen, mit dem ein Mensch ein wertvolles Tier pflegt und schützt, es bleibt immer noch genug Gutes.

Man sollte meinen, Ehen unter Liliputanern seien schon deshalb häufig, weil gleich und gleich sich gern geselle. Verbindungen dieser Art sind aber sogar selten, und häufiger ist eine Hochzeit eines normal gewachsenen Mannes mit einer Liliputanerin oder die Verbindung einer großen Frau mit einem Liliputaner. Es ist nicht möglich, zu entscheiden, ob hier Wunsch der Kleinen und Barmherzigkeit der großen Menschen entscheidend sind oder Vernunftgründe. Wahrscheinlich beides — Den liliputanischen Ehen mit zwei „gleichen Größen“ bleiben jedenfalls nach den bisherigen Erfahrungen Kinder verlagert! Hingegen kommen — nicht immer doch zuweilen — in Ehen zwischen Liliputanern und Normalmenschen normalgebildete Kinder vor und es gibt weniger Unglücksgeburten, als durchaus natürliche. Ein Mager alter Liliputaner sagte mir, als wir das Thema berührten: „Wir, die Kleinen“, sind doch von der Natur nicht vorgelesen, nicht gewollt. Die Buschmänner haben Kinder, gewiß, aber sie sind eine Masse — wir sind Naturspiele, Ausnahme- und Unglückserscheinungen. Wir müssen entweder auf die Ehe überhaupt verzichten oder mit großen Menschen eine Verbindung eingehen. Doch wie selten sind dazu Voraussetzungen, Möglichkeiten überhaupt gegeben! Ist unser Schicksal schon ein schweres, so wird es durch die Erkenntnis, daß den meisten von uns das eigentliche Familienleben

verlagert ist, ein bitteres. Erjaß bietet uns die Geschlossenheit der Truppen, wo wir in echter Zuneigung und Hilfsbereitschaft füreinander eintreten und die — nicht seltenen — Querköpfe und Intriganten bald genug herauskämpfen. Daß es solche gibt, kann nicht verwundern. Unsere Hilflosigkeit im Alltagsleben erzieht uns zum Mißtrauen gegen Menschen und zum Hader mit dem Schicksal.

Man sieht, auch kleine Philosophen gibt es. Leiden, welche Form es wähle, erzieht zum Denken. Viele Liliputaner, selbst solche, die ihr Geburtsland nicht verlassen haben, besitzen eine so eminente Menschenkenntnis, ein so kluges Herz und einen so ebhaften Verstand, daß der „Normalmensch“ sich nicht erheben zu können braucht, weil seine Beine länger sind. Wer immer sich Liliputanertruppen ansieht, wer im Privatleben einem zu kleinen Menschen begegnet, hat die Pflicht, diesen zu behandeln, als sei er nicht anders und seltsam. Liliputaner sind keine Wundertiere — sie sind Menschen, ein paar Zoll kleiner als wir. Sie leiden ihr Schicksal, sie haben ein paar, wahrhaft liliputanische Freuden und ein Schicksal, kantig und hart, doppelt so schwer wie unseres. Ihre Schultern schleppen sich genug damit ab, ihre Herzen werden oft wund gekostet, und was immer ihnen begegnen mag, sie haben nur einen einzigen Beruf, nur eine einzige Möglichkeit, sich das Leben einzurichten: als Liliputaner zu leben — während jeder von uns schaffen, lieben, hassen, handeln und wandeln kann, wie er will. Sie sind so klein, daß sie sich nicht einmal verstecken können.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Wäldchen. 3. Stadt in Belgien. 6. Artikel der Grammatik. 8. Sinnesorgan. 10. Haustier. 11. Transportmittel. 13. Dürftigkeit. 15. Fürwort. 16. Raubtier. 18. Anruf. 19. Tierpark. 20. Farbe. 22. Teil des Wagens. 24. Latendrang. 26. Nebenfluß der Drau. 27. Teil der Tafel. 29. Stadt in Bayern. 31. Präposition. 32. Hausvogel. 34. Buchstabe. 35. Trinkstube. 36. Handelsabkürzung. 38. Schiffsseil. 40. Fürwort. 41. Teil des Auges. — Senkrecht: 1. Futtermittel. 2. Flächenmaß. 4. Italienischer Strom. 5. Vorfahr. 6. Artikel der Grammatik. 7. Teil des Schiffes. 9. „Ungefotter.“ 10. Biblische Gestalt. 11. Gott. 12. Alte Waffe. 14. Heißes Getränk. 16. Lebensschluß. 17. Stadt in Italien. 19. Russischer Herrschertitel. 21. Gewebe. 22. Alkoholisches Getränk. 23. Landesteil. 25. Zeitabschnitt. 26. Monat. 27. „Selten.“ 28. Alphabet. 30. Honigwein. 32. Niedererschlag. 33. Geizredner. 35. Körperliche Erfrischung. 37. Befruchtung. 39. Tierisches Produkt. (ch = ein Buchstabe.)

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 5. Senkrecht: 1. Brust. 2. Gnu. 4. Wild. 5. Elt. 6. Rat. 7. Roie. 9. Matte. 10. Blau. 11. Cage. 12. See. 14. Turm. 19. Saar. 20. Sonne. 21. Eber. 22. Efeu. 23. Raa. 24. Meer. 25. Segel. 26. Ref. 28. Bar. 30. Rot. 31. Mut. — Wagerecht: 1. Bug. 3. Löwe. 6. Krank. 8. Alm. 10. Bau. 11. Elias. 13. List. 15. Jagd. 16. Tube. 17. Ute. 18. Esfe. 20. Same. 23. Rom. 24. Maas. 26. Rede. 27. Rede. 29. Anfer. 32. Gau. 33. Cos. 34. Ruder. 35. Tier. 36. Tal.